

Jeffery Deaver

Die Tränen
des Teufels

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gerald Jung

GOLDMANN

Buch

Am Silvestermorgen des Jahres 1999 feuert in Washington, D. C. ein Unbekannter in einer U-Bahn-Station wild in die Menge und entkommt unerkant. Wenig später wird Bürgermeister Kennedy ein Erpresserbrief überbracht. Entweder werden 20 Millionen Dollar an den Drahtzieher des Blutbades gezahlt, oder der Täter wird bis Mitternacht alle vier Stunden ein weiteres Gemetzel anrichten. Natürlich wird das FBI eingeschaltet. Hochroutiniert und schlagkräftig steht es wenige Stunden später kurz vor einer Verhaftung. Da passiert das Unfassbare: Bei einem völlig alltäglichen Verkehrsunfall stirbt der einzige Komplize und Kontaktmann. Jetzt bleibt nur noch eine einzige Spur – der handgeschriebene Erpresserbrief. Verzweifelt bittet die ermittelnde FBI-Agentin Margaret Lukas ihren früheren Kollegen, den Handschriftexperten Parker Kincaid, diesen Brief zu analysieren. Doch Parker zögert. Als allein erziehender Vater, der mitten in einem Sorgerechtsstreit steht, möchte er endlich Abstand von der Welt der Verbrecherjagd gewinnen. Schließlich stimmt er zu – unter der Voraussetzung, dass niemand von seiner Mitarbeit wissen darf. Doch während Kincaid mühsam dem Schriftstück Information um Information abringt, scheint es, als sei der Mörder ihm immer einen Schritt voraus. Und plötzlich kriecht die Gefahr bis in Parkers Familienleben ...

Autor

Jeffery Deaver arbeitete als Folksänger und Rechtsanwalt, bevor er zu schreiben begann. Seine Bücher wurden in über 12 Sprachen übersetzt. Jeffery Deaver gewann bereits zahlreiche Auszeichnungen. Sein Roman »Die Assistentin« wurde unter dem Titel »Der Knochenjäger« höchst erfolgreich verfilmt. Der Autor lebt und arbeitet abwechselnd in Virginia und Kalifornien.

Jeffery Deaver bei Goldmann

Schule des Schweigens. Roman (43458) • Die Saat des Bösen. Roman (43715) • Die Assistentin. Roman (41644) • Der Knochenjäger. Roman (43459) • Der letzte Tanz. Roman (41650)

Die Originalausgabe erschien 1999
unter dem Titel »The Devil's Teardrop«
bei Simon & Schuster Inc., New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2001
Copyright © 1999 by Jeffery Deaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2001
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Mauritius/AGE
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Verlagsnummer: 45036
MD · Herstellung: Sebastian Strohmaier
Made in Germany
ISBN 3-442-45036-5
www.goldmann-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

I
DER LETZTE TAG
DES JAHRES

Durch die sorgfältige Analyse eines anonymen Briefes lässt sich die Anzahl seiner möglichen Urheber drastisch einschränken und einige in Frage kommende Urheber dürfen sofort ausgeklammert werden. Die Verwendung eines Semikolons oder der korrekte Gebrauch eines Apostrophs schließt eine ganze Gruppe von Urhebern aus.

OSBORN AND OSBORN,
Probleme im Umgang
mit zweifelhaften Dokumenten

1

8:55

Der Digger ist in der Stadt.

Der Digger sieht aus wie du, der Digger sieht aus wie ich. Er geht durch die winterlichen Straßen, so wie alle, die Schultern in der feuchten Dezemberluft hochgezogen, Hals und Kinn im Mantelkragen verborgen.

Er ist weder groß noch klein, weder dick noch dünn. Seine Finger in den dunklen Handschuhen könnten fleischig sein, aber das sind sie nicht. Seine Füße sehen groß aus, aber vielleicht liegt das auch nur an den Schuhen.

Würde man ihm in die Augen schauen, würde man weder ihre Form noch ihre Farbe wahrnehmen, sondern allein die Tatsache, dass sie nicht ganz menschlich wirken, und wenn der Digger deinen Blick erwidert, könnten seine Augen das Letzte sein, was du auf dieser Welt siehst.

Er trägt einen langen schwarzen Mantel, vielleicht auch dunkelblau, und keine Menschenseele auf der Straße bemerkt, wie er vorübergeht, obwohl es viele Zeugen gibt – auf den Straßen von Washington, D.C. wimmelt es in der morgendlichen Rush-hour nur so von Menschen.

Der Digger ist in der Stadt, und es ist Silvester.

Mit einer Einkaufstüte vom Bauernmarkt in der Hand weicht der Digger Paaren, einzelnen Passanten und Familien aus, geht unbeirrt weiter. Vor sich sieht er die Metro-Station. Man hat ihm gesagt, er solle Punkt neun Uhr morgens dort sein, und so wird es sein. Der Digger kommt nie zu spät.

Die Tüte in seiner vielleicht fleischigen Hand ist schwer. Sie wiegt fünf Kilo, doch bei der Rückkehr in sein Motelzimmer wird sie deutlich leichter sein.

Ein Mann rempelt ihn an, lächelt und sagt: »Entschuldigung«, aber der Digger würdigt ihn keines Blickes. Der Digger sieht niemals jemanden an und will auch nicht, dass man ihn ansieht.

»Niemand darf ...« *Klick*. »... dein Gesicht sehen. Schau weg. Nicht vergessen!«

Ich vergesse es nicht.

Klick.

Schau auf die Lichter, denkt er, schau auf die ... *klick* ... auf die Neujahrsdekoration. Dicke Babys in wehende Luftschlangen gehüllt, und da ist natürlich auch Gvatter Zeit.

Komische Dekoration. Komische Beleuchtung. Komisch, wie hübsch das aussieht.

Er ist am Dupont Circle, dort, wo Geld und Kunst zu Hause sind, wo sich die jungen, eleganten Menschen herumtreiben. Der Digger weiß das, aber er weiß es nur, weil ihm der Mann, der ihm alles sagt, vom Dupont Circle erzählt hat.

Er hat den Eingang zum U-Bahn-Schacht erreicht. Der Morgenhimmel ist bedeckt, und da es Winter ist, liegt ein trübes Grau über der Stadt.

Der Digger denkt an seine Frau, er denkt an Tage wie diesen. Pamela mochte die Dunkelheit und die Kälte nicht, deshalb ... *klick* ... deshalb ... Was hat sie deshalb gemacht? Ach ja. Sie hat rote Blumen und gelbe Blumen gepflanzt.

Er richtet den Blick auf die Metro-Station und denkt an ein Bild, das er einmal irgendwo gesehen hat. Er und Pamela waren in einem Museum. Sie schauten sich ein altes Gemälde an.

Und Pamela sagte: »Das ist unheimlich. Lass uns gehen.«

Es war ein Bild vom Eingang zur Hölle.

Der Metro-Tunnel befindet sich zwanzig Meter unter der Erde. Manche Fahrgäste gleiten hinab, andere kommen herauf. Es sieht genau aus wie auf jenem Bild.

Der Eingang zur Hölle.

Lauter junge Frauen mit kurz geschnittenem Haar und Aktentaschen unterm Arm. Lauter junge Männer mit Sporttaschen und Handys.

Und da ist der Digger mit seiner Einkaufstüte.

Vielleicht ist er dick, vielleicht ist er dünn, jedenfalls sieht er aus wie du, sieht er aus wie ich. Der Digger fällt nicht auf, und genau das ist der Grund, weshalb er seine Aufgaben so hervorragend erledigt.

»Du bist der Beste«, hat ihm der Mann, der ihm alles sagt, im letzten Jahr gesagt. »Du bist der ... *klick, klick* ... der Beste.«

Um 8:59 steht der Digger neben der Rolltreppe, die nach unten führt und voller Leute ist, die alle hinunter in den Höllenschlund fahren.

Er greift in die Tüte und legt die Finger um den Griff der Pistole, die eine Uzi oder eine Mac-10 oder eine Intertech sein könnte, die aber eindeutig fünf Kilo wiegt und mit einem Hunderter-Magazin 22er-Langwaffenmunition geladen ist.

Der Digger hat Appetit auf eine Suppe, lässt sich davon jedoch nicht ablenken.

Weil er der ... *klick* ... der Beste ist.

Er lässt den Blick über die Menge schweifen, aber er sieht niemanden an, sieht nur zu, wie die Leute warten, bis sie an der Reihe sind, die Rolltreppe nach unten zu betreten, die sie in die Hölle bringt. Er sieht weder die Männer mit den Telefonen noch die Frauen mit den Frisuren von Supercuts an, dem schicken Laden, bei dem sich auch Pamela immer die Haare schneiden ließ. Auch die Familien sieht er nicht an. Er presst die Tüte an die Brust, so wie es jeder mit seinen Feiertageinkäufen machen würde. Eine Hand auf dem Griff der Waffe, was auch immer es für eine sein mag, die andere – außerhalb der Tüte – um etwas gekrümmt, das man für einen Laib Brot halten könnte, Brot, das hervorragend zur Suppe passen würde, aber in Wirklichkeit ein mit Mineralwolle und Gummi-Ummantelung bestückter leistungsstarker Schalldämpfer ist.

Seine Armbanduhr piept.

Neun Uhr.

Er zieht den Abzug durch.

Mit einem zischenden Geräusch arbeitet sich die Geschoss-

garbe die Rolltreppe hinunter, durch die Fahrgäste, die unter dem Beschuss nach vorne taumeln. Mit einem Mal wird das *pst pst pst* der Maschinenpistole von Schreien übertönt.

»Oh Gott, Achtung, mein Gott was ist denn los, ich bin verletzt, ich falle.« Ach, all so was.

Pst pst pst.

Dazu das grässliche Knallen der Fehlschüsse, der Kugeln, die auf Metall und Fliesen treffen. Dieses Geräusch ist unangenehm laut. Die Treffer klingen viel gedämpfter.

Alle Leute drehen sich um, niemand weiß, was eigentlich geschieht.

Auch der Digger sieht sich um. Alle runzeln verwirrt die Stirn. Auch er runzelt verwirrt die Stirn.

Keiner kommt auf den Gedanken, dass hier geschossen wird. Sie glauben, jemand sei gestürzt und habe eine Kettenreaktion ausgelöst, in deren Folge die Leute aufeinander fallen und die Rolltreppe hinunterpurzeln. Scheppern und Krachen, wenn Handys, Aktenmappen und Sporttaschen den Händen der Opfer entgleiten.

Die hundert Schuss sind in wenigen Sekunden weg.

Niemandem fällt der Digger auf, der sich wie alle anderen verduzt umschaute.

Und dabei die Stirn runzelt.

»Schnell einen Krankenwagen Polizei, Polizei, großer Gott dieses Mädchen braucht Hilfe, sie braucht Hilfe, kann denn keiner helfen o mein Gott, er ist tot um Gottes willen, ihr Bein, ihr Bein, mein Kind, mein Kind ...«

Der Digger lässt die Einkaufsstüte sinken. Sie hat nur am Boden, dort, wo die Kugeln herausgekommen sind, ein kleines Loch. In der Tüte liegen die vielen heißen Metallhülsen.

»Abschalten, abschalten, schaltet die Rolltreppe aus, o mein Gott, so helft doch die Rolltreppe anhalten, sie werden alle zerquetscht ...«

Und all so was.

Der Digger sieht hin. Weil alle hinsehen.

Aber es ist nicht leicht, in die Hölle zu blicken. Unter ihm stapelt sich ein Haufen blutiger Körper, wird immer höher, die Leiber winden sich ... Manche leben noch, andere sind tot, einige versuchen verzweifelt, sich aus dem ständig wachsenden Haufen am Fuß der Rolltreppe herauszuarbeiten.

Der Digger schiebt sich vorsichtig rückwärts in die Menge. Und dann ist er verschwunden.

Er ist sehr gut im Verschwinden. »Wenn du gehst, mach es wie ein Chamäleon«, hatte der Mann gesagt, der ihm alles sagt. »Weißt du, was ein Chamäleon ist?«

»Eine Eidechse.«

»Genau.«

»Die ihre Farbe verändert. Habe ich im Fernseher gesehen.«

Der Digger auf den überfüllten Bürgersteigen. Leute rennen hin und her. Komisch.

Komisch ...

Niemand bemerkt den Digger.

Der wie du und ich und eigentlich völlig unauffällig aussieht, mit einem Gesicht, weiß wie ein Morgenhimmel – oder dunkel wie der Eingang zur Hölle.

Im Gehen – langsam, langsam – denkt er an sein Motelzimmer. Wo er die Pistole nachladen, die Mineralwolle im Schalldämpfer austauschen und sich dann mit einer Flasche Wasser und einem Teller Suppe in seinen gemütlichen Stuhl setzen wird. Dort bleibt er dann bis zum Nachmittag sitzen und ruht sich aus, und dann – es sei denn, der Mann, der ihm alles sagt, lässt ihm eine Nachricht zukommen, die ihn davon abhält – zieht er wieder seinen langen schwarzen oder blauen Mantel an und geht hinaus.

Um das, was er eben getan hat, wieder zu tun.

Es ist Silvester. Und der Digger ist in der Stadt.

Während immer mehr Krankenwagen zum Dupont Circle rasen und Rettungsmannschaften sich durch den entsetzlichen Berg von Körpern in der Metro-Station graben, spazierte Gil-

bert Havel ungefähr drei Kilometer entfernt in Richtung Rathaus.

An der Ecke Fourth und D Street, neben einem schlafenden Ahornbaum, blieb Havel stehen, öffnete den Briefumschlag, den er bei sich trug und las die Mitteilung ein letztes Mal durch.

Bürgermeister Kennedy –

Das Ende ist nacht. Der Digger ist los, und es gibt keine Möglichkeit, ihn zu hintern. Er wird wieder töten – um vier, 8 und Mitternacht, wenn Sie nicht zahlen.

Ich will haben \$ 20 Millionen Dollars in bar, die Sie in eine Tasche legen und es drei Kilometer südlich der Rt 66 auf der West Seite des Beltway deponieren. Mitten auf dem Feld. Zahlen Sie das Geld zu mich bis 1200 Uhr. Nur ich das weiß, wie der Digger zu hintern ist. Wenn Sie mich Festnehmen, tötet er weiter. Wenn Sie mich töten, tötet er weiter.

Falls Sie mir nicht glauben: Einige der Kugeln des Diggers sind schwarz angemalt. Nur ich weiß das.

Das war, fand Havel, eine dermaßen geniale Idee, wie sie sonst keiner hätte. Monatelange Planung. Jede mögliche Reaktion der Polizei und des FBI vorausgesehen. Ein Schachspiel.

Von diesem Gedanken beschwingt, schob er die Nachricht zurück in den Umschlag, verschloss ihn, ohne ihn zuzukleben und spazierte weiter. Havel ging leicht vornübergebeugt, die Augen nach unten gerichtet, eine Haltung, die seine Körpergröße von einsfüfundachtzig kaschieren sollte. Doch es fiel ihm schwer. Eigentlich ging er viel lieber aufrecht und starrte die Leute an, bis sie wegsahen.

Die Sicherheitsvorkehrungen im Rathaus, am Judiciary Square Nummer 1, waren geradezu lächerlich. Niemand nahm Notiz von ihm, als er am Eingang des unscheinbaren steinernen Gebäudes vorbeiging und vor einem Zeitungsautomaten stehen blieb. Er schob den Umschlag unter das Gestell, drehte sich langsam um und schlenderte in Richtung E Street davon.

Ziemlich warm für Silvester, dachte Havel. Die Luft roch nach Herbst; verfaulte Blätter und feuchter Rauch. Der Geruch rief eine Reihe undeutlicher Kindheitserinnerungen in ihm wach. Bei einem Telefonapparat an der Ecke blieb er stehen, ließ ein paar Münzen hineinfallen und wählte eine Nummer.

»Rathaus. Sicherheitsdienst«, meldete sich eine Stimme.

Havel hielt ein Tonbandgerät an den Hörer und drückte auf PLAY. Eine computergenerierte Stimme sagte: »Briefumschlag direkt vor dem Gebäude. Unter dem Zeitungsständer der *Washington Post*. Sofort lesen. Es geht um die Metro-Morde.« Dann hingte er auf, überquerte die Straße, ließ das Bandgerät in einen Papierbecher fallen und warf den Becher in einen Abfalleimer.

Havel betrat eine Imbissstube und setzte sich in eine Nische am Fenster, von wo er einen hervorragenden Blick auf den Zeitungsautomaten und den Seiteneingang des Rathauses hatte. Er wollte sichergehen, dass der Umschlag abgeholt wurde; was auch prompt geschah, noch bevor Havel sich die Jacke ausgezogen hatte. Er wollte auch sehen, wer alles kam, um sich mit dem Bürgermeister zu beratschlagen. Und ob eventuell Reporter aufkreuzten.

Als die Bedienung an seinen Tisch kam, bestellte er Kaffee und, obwohl es immer noch Frühstückszeit war, ein Steak-Sandwich, das teuerste Gericht auf der Karte. Warum auch nicht? Bald schon würde er ein sehr reicher Mann sein.

2

10:00

»Papa, erzähl mir vom Bootmann.«

Parker Kincaid zögerte. Dann legte er die schmiedeeiserne Bratpfanne, die er gerade abspülte, zur Seite.

Er hatte sich angewöhnt, auf keine Frage der Kinder besorgt zu reagieren – zumindest nicht besorgt zu wirken. Deshalb lächelte er auch jetzt seinen Sohn an, während er sich die Hände mit Papiertüchern abtrocknete.

»Vom Bootmann?«, fragte er den Neunjährigen. »Also gut. Was willst du denn wissen?«

Die Küche in Parkers Haus in Fairfax, Virginia, duftete herrlich nach dem Feiertagsessen, das noch nicht ganz fertig war. Zwiebeln, Salbei, Rosmarin. Der Junge schaute zum Fenster hinaus. Er sagte nichts.

»Na los«, ermutigte ihn Parker. »Raus mit der Sprache.«

Robby war blond und hatte die blauen Augen seiner Mutter geerbt. Er trug ein dunkelrotes Hemd von Izod und eine braune Hose, die auf der Hüfte von einem Ralph-Lauren-Gürtel gehalten wurde. Seine eigensinnige Haartolle hing an diesem Morgen nach Steuerbord.

»Also«, setzte der Junge an, »ich weiß ja ... ich weiß ja, dass er tot ist und alles ...«

»Das stimmt«, erwiderte Parker, sagte von sich aus aber nicht mehr dazu. (*»Erzähl den Kindern nie mehr als sie wissen wollen«*, lautete eine der Regeln aus Parker Kincaids *Handbuch für Alleinerziehende* – einem Nachschlagewerk, das allein in seinem Kopf existierte, das er aber trotzdem mehrmals am Tag zu Rate zog.)

»Es ist nur ... weil draußen ... manchmal sieht es aus wie er. Ich ... ich hab rausgesehen, und ich hab gedacht, ich hätt ihn gesehen.«

»Und was machen wir, wenn du dieses komische Gefühl hast?«

»Ich hole meinen Schild und meinen Helm«, zitierte der Junge, »und wenn es dunkel ist, mache ich das Licht an.«

Parker blieb stehen. Normalerweise ging er, wenn er sich mit seinen Kindern unterhielt, auf Augenhöhe mit ihnen, aber beim Thema Bootsmann hatte ein Therapeut Parker empfohlen, stehen zu bleiben – damit sich der Junge in der Gegenwart eines starken, beschützenden Erwachsenen sicher fühlte. Parker Kincaid hatte wirklich einiges an sich, das einem ein Gefühl von Sicherheit vermittelte. Mit seinen knapp vierzig Jahren und einer Körpergröße von etwas über einsachtzig war er fast noch so gut

in Form wie damals auf dem College. Das hatte er weder Aerobic-Kursen noch Fitness-Centern zu verdanken, sondern seinen beiden Kindern und ihrem Fußballgerangel, ihren Basketball-Spielchen, Frisbee-Tournieren und dem sonntäglichen Familien-Joggen (bei dem eigentlich Parker mehr hinter ihren Fahrrädern her lief, wenn sie ihre Runden durch den nahe gelegenen Park drehten).

»Was meinst du, wollen wir mal nachschauen? Dort, wo du etwas gesehen hast?«

»Ja.«

»Hast du Helm und Schild dabei?«

»Hab ich.« Der Junge klopfte sich auf den Kopf und hielt dann den linken Arm wie ein Ritter vor sich.

»So ist es prima. Meine Rüstung habe ich auch dabei.« Parker imitierte die Gesten des Jungen.

Sie gingen zur Hintertür.

»Dort drüben, die Büsche, siehst du?«, sagte Robby.

Parker ließ den Blick über seine knapp zweitausend Quadratmeter Land in einem älteren Neubaugebiet ungefähr zwanzig Meilen westlich von Washington schweifen. Sein Eigentum bestand hauptsächlich aus Gras und Blumenbeeten. Nur weiter hinten wucherte ein Dicht aus Forsythien, Kudzu und Efeu, das er schon seit Jahren zurückschneiden wollte. Robby hatte nicht ganz Unrecht: Wenn man ein wenig blinzelte, erinnerte ein Abschnitt der Sträucher an die Umrisse eines Menschen.

»Sieht gruselig aus«, gab Parker zu. »Keine Frage. Aber du weißt doch, dass das mit dem Bootmann schon lange vorbei ist.« Er hatte nicht vor, die Angst des Jungen zu bagatellisieren, indem er ihm bewies, dass er sich lediglich vor ein paar zerzausten Büschen ängstigte. Aber er wollte Robby das Gefühl für den Abstand zwischen jetzt und den Ereignissen damals geben.

»Ich weiß. Aber ...«

»Wie lange ist das schon her?«

»Vier Jahre«, antwortete Robby.

»Das ist ganz schön lange, was?«

»Ja, ziemlich.«

»Zeig mir mal, wie lang.« Parker streckte die Arme aus. »So lang?«

»Kann sein.«

»Ich glaube, noch länger.« Parker streckte die Arme noch weiter auseinander. »So lang wie der Fisch, den wir im Braddock Lake gefangen haben?«

»Der war *sooo* lang«, sagte der Junge, fing an zu grinsen und machte die eigenen Arme ganz breit.

»Ach was, er war so lang.« Parker runzelte übertrieben die Stirn.

»Nein, er war *sooo* lang.« Der Junge hüpfte von einem Fuß auf den anderen.

»Nein, er war länger!«, lachte Parker. »Viel länger!«

Robby rannte mit erhobenem Arm quer durch die ganze Küche. Dann kam er zurück und hob den anderen Arm. »Er war *sooo* lang!«

»So lang ist vielleicht ein Hai«, rief Parker. »Nein, ein Wal, nein, eine Riesenkralche. Nein, jetzt weiß ich's – eine wuschelige Mazurka!« Ein Geschöpf aus *Wenn ich Zoodirektor wäre*. Robby und Stephanie liebten Dr. Seuss. Parkers Spitzname für die Kinder war »die Whos«, nach den Geschöpfen in *Horton hört einen Who*, was ihre allerliebste Lieblingsgeschichte aller Zeiten war und sogar *Winnie the Pooh* in den Schatten stellte.

Parker und Robby spielten eine Runde Fangen-im-Haus, dann schnappte er sich den Jungen und nahm ihn für ein kurzes Abkitzeln fest in die Arme.

»Weißt du was?«, fragte Parker keuchend.

»Was?«

»Wollen wir morgen dieses ganze Gestrüpp einfach zurückschneiden?«

»Krieg ich die Säge?«, erkundigte sich der Junge rasch.

Ah, sie greifen nach jeder sich bietenden Gelegenheit, dachte Parker und musste insgeheim lachen. »Mal sehen«, antwortete er.

»Klasse!« Robby tänzelte aus der Küche; die Erinnerung an den Bootsmann war verschwunden bei der Aussicht, mit richtigem Werkzeug arbeiten zu dürfen. Er rannte nach oben, und kurz darauf hörte Parker das übliche Gezänk zwischen Bruder und Schwester, bei dem es um die Frage ging, welches Nintendo-Spiel gespielt werden sollte. Allem Anschein nach setzte sich Stephanie durch, denn kurz darauf wehte die ansteckende Titelmelodie der Mario Bros. durch das Haus.

Parkers Blick kehrte zu den Büschen auf dem Gelände hinter dem Haus zurück.

Der Bootsmann ... Er schüttelte den Kopf.

Es klingelte an der Tür. Er lauschte einen Moment nach oben. Offensichtlich hatten die Kinder nichts gehört. Also ging er zur Haustür und öffnete sie.

Die attraktive Frau lächelte ihn strahlend an. Unter ihrem blonden, geometrisch geschnittenen Haar, das von der Sonne heller als sonst gebleicht war, baumelten Ohrringe hervor. (Robbys Haar hatte ihre Farbe, doch Stephanies ähnelte eher Parkers braunem Schopf.) Die Frau hatte einen unverschämt braunen Teint.

»Na, hallo«, sagte Parker versuchsweise.

Er blickte an ihr vorbei und sah erleichtert, dass der Motor des in der Auffahrt geparkten beigen Cadillac noch lief. Richard saß hinter dem Steuer und las im *Wall Street Journal*.

»Hallo, Parker. Wir kommen direkt vom Flughafen.« Sie umarmte ihn.

»Ihr wart ... wo wart ihr eigentlich?«

»St. Croix. Es war herrlich. Oh, entspann dich, mein Gott, deine Körpersprache ... Ich wollte nur rasch mal vorbeischaun.«

»Du siehst gut aus, Joan.«

»Mir geht's auch gut. Mir geht's wirklich gut. Ich weiß aber nicht so genau, ob du gut aussiehst, Parker. Ich finde dich ein bisschen blass.«

»Die Kinder sind oben.« Er drehte sich um, um sie zu rufen.

»Nein, lass nur, es ist ...«, setzte Joan an.

»Robby! Stephanie! Eure Mama ist hier!«

Getrappel auf der Treppe. Die Whos kamen um die Ecke geschossen und rannten auf Joan zu. Sie lächelte, aber Parker sah genau, dass sie sauer war, weil er die Kinder gerufen hatte.

»Mami, du bist ja ganz braun!«, sagte Stephe und warf dabei ihr Haar wie ein Spice Girl nach hinten. Robby war ein pausbäckiges Engelchen, aber Stephanie hatte ein langes, ernstes Gesicht, das, so hoffte Parker jedenfalls, Jungs gegenüber einschüchternd intellektuell wirken würde, wenn sie erst das kritische Alter von zwölf oder dreizehn Jahren erreicht hatte.

»Wo warst du, Mami?«, fragte Robby missbilligend.

»In der Karibik. Hat euch Papa das nicht erzählt?« Ein tadelnder Seitenblick zu Parker. Doch, er hatte es ihnen erzählt. Joan verstand nur nicht, dass sich die Kinder nicht über mangelhafte Kommunikation hinsichtlich ihrer Reisepläne beklagten, sondern darüber, dass sie über Weihnachten nicht in Virginia gewesen war.

»Wie waren die Feiertage? Schön?«, erkundigte sie sich.

»Wir haben ein Air Hockey-Spiel gekriegt, und ich habe Robby heute Morgen schon dreimal abgezogen.«

»Dafür habe ich den Puck vier Mal hintereinander reingekriegt!«, konterte er. »Hast du uns was mitgebracht?«

Joan sah zum Auto. »Selbstverständlich. Aber ich habe alles noch im Koffer. Ich wollte nur kurz hallo sagen und mit eurem Vater reden. Die Geschenke bringe ich morgen mit, wenn ich euch besuche.«

»Ach, und ich habe noch einen Fußball gekriegt«, sagte Stephe, »Und das neue Mario-Spiel, und das ganze Paket von Wallace & Gromit ...«

»Und *ich* hab den Todesstern gekriegt«, unterbrach Robby die Aufzählung seiner Schwester, »und den Millennium Falken. Und tonnenweise Micro Machines! Und einen Baseballschläger von Sammy Sosa. Und wir haben den *Nussknacker* gesehen ...«

»Habt ihr mein Päckchen bekommen?«, wollte Joan wissen.

»Mhmm«, antwortete Stephanie. »Vielen Dank.« Das Mädchen war tadellos höflich, aber eine Barbie-Puppe mit einem schicken Kleid war für sie wirklich nicht mehr interessant. Heutige Achtjährige ließen sich nicht mit den Achtjährigen aus Joans Kindheit vergleichen.

»Daddy hat das Hemd umgetauscht und eins in der richtigen Größe besorgt«, rief Robby.

»Ich habe ihn darum gebeten, falls es nicht passt«, sagte Joan rasch. »Aber ich wollte dir doch wenigstens *etwas* schenken.«

»Wir haben an Weihnachten gar nicht mit dir telefoniert«, sagte Stephanie.

»O je«, antwortete Joan ihrer Tochter. »Dort, wo wir waren, war es sehr schwer zu telefonieren. Es war wie auf *Gilligans Insel*. Die Apparate haben so gut wie nie funktioniert.« Sie wuschelte Robby durchs Haar. »Außerdem wart ihr ja überhaupt nicht zu Hause.«

Sie gab ihnen die Schuld. Joan hatte nie gelernt, dass die Kinder niemals Schuld an etwas hatten, nicht in diesem Alter. Wenn man etwas falsch machte, lag es immer an einem selbst; und wenn sie etwas falsch machten, lag es *auch* an einem selbst.

Ach, Joan ... Es waren kleine Fehler wie dieser – die leichte Verschiebung von Schuld –, die genau so schwer wogen wie Ohrfeigen. Aber er sagte nichts. (*»Lass die Kinder nie sehen, wie die Eltern streiten.«*)

Joan richtete sich wieder auf. »Richard und ich müssen jetzt los. Wir müssen doch Elmo und Saint abholen. Die armen Hündchen waren die ganze Woche im Käfig.«

Jetzt wurde Robby wieder munter. »Heute Abend machen wir eine Party, und dann sehen wir uns das Feuerwerk im Fernsehen an und spielen *Star-Wars*-Monopoly.«

»Das wird bestimmt lustig«, sagte Joan. »Richard und ich gehen ins Kennedy Center. In die Oper. Du magst doch Opern, oder nicht?«

Stephie zuckte auf ihre vieldeutige Weise die Schultern, eine

Antwort, mit der sie in letzter Zeit oft auf die Fragen Erwachsener reagierte.

»Das ist ein Schauspiel, bei dem die Leute auf der Bühne die Geschichte nicht nur spielen, sondern auch singen«, erklärte Parker seinen Kindern.

»Vielleicht nehmen Richard und ich euch einmal mit in die Oper. Hättet ihr Lust dazu?«

»Denke schon«, erwiderte Robby. Ein eindeutigeres Zugeständnis an die Hochkultur war von einem Neunjährigen wohl nicht zu erwarten.

»Warte mal!«, stieß Stephe hervor. Dann drehte sie sich um und stampfte die Treppe hinauf.

»Ich habe nicht viel Zeit, Süße. Wir ...«

Einen Augenblick später war das Mädchen mit seinen neuen Fußballklamotten zurück und streckte sie seiner Mutter entgegen.

»Toll«, sagte Joan, »das sieht toll aus.« Sie hielt die Kleider so linkisch wie ein Kind, das einen Fisch geangelt hat und nicht genau weiß, ob es ihn wirklich haben will.

Erst der Bootmann, jetzt Joan, dachte Parker Kincaid. Wie die Vergangenheit heute auf ihn einstürzte. Na ja, warum auch nicht? Schließlich war Silvester.

Zeit, Rückschau zu halten ...

Joan war offensichtlich erleichtert, als die Kinder wieder in Stephies Zimmer stürmten, entzückt von der Aussicht auf noch mehr Geschenke. Doch mit einem Mal war ihr Lächeln wie weggewischt. Ironischerweise sah sie in ihrem Alter – sie war 39 – mit einem mürrischen Gesichtsausdruck am besten aus. Sie fuhr sich mit der Fingerspitze über die Schneidezähne und überprüfte, ob sie mit Lippenstift verschmiert waren. Er erinnerte sich an diese Angewohnheit aus der Zeit, als sie noch verheiratet waren.

»Parker, ich hätte das nicht tun müssen ...« Ihre Hand verschwand in ihrer Coach-Handtasche.

Ach du Schreck, sie hat ein Weihnachtsgeschenk für mich.



Jeffery Deaver

Die Tränen des Teufels

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-442-45036-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Juni 2001

Am Silvestermorgen des Jahres 1999 feuert in Washington, D.C. ein Unbekannter in einer U-Bahn-Station wild in die Menge und entkommt unerkant. Resultat: 23 Tote und 37 Verletzte. Wenig später wird Bürgermeister Kennedy ein Erpresserbrief überbracht: Entweder werden 20 Millionen Dollar an „Digger“, den den Drahtzieher des Blutbades, gezahlt oder sein Komplize wird bis Mitternacht alle vier Stunden ein weiteres Gemetzel anrichten. Natürlich wird das FBI eingeschaltet. Hochroutiniert und schlagkräftig steht es wenige Stunden später kurz vor einer Verhaftung. Da passiert das Unfassbare: Bei einem völlig alltäglichen Verkehrsunfall stirbt der einzige Komplize und Kontaktmann Diggers. Jetzt bleibt nur noch eine einzige Spur: der handgeschriebene Erpresserbrief. Verzweifelt bitten die ermittelnde FBI-Agentin Margaret Lukas ihren früheren Kollegen, den Handschriftenexperten Kincaid Parker, diesen Brief zu analysieren. Doch Parker zögert. Als allein erziehender Vater, der mitten in einem Sorgerechtsstreit steht, möchte er endlich Abstand von der Welt der Verbrecherjagd gewinnen. Schließlich stimmt er zu – unter der Voraussetzung, dass niemand von seiner Mitarbeit wissen darf. Doch während Kincaid in mühsamer Kleinarbeit dem Schriftstück Information um Information abringt, scheint es, als sei Digger ihm immer einen Schritt voraus. Auch die Zusage, das Lösegeld zu zahlen, lässt den psychopathischen Killer nicht innehalten. Und plötzlich ist auch Parker Kincaids Mitarbeit nicht mehr geheim. Als die Gefahr bis in die Zimmer von Kincaids Kindern kriecht, ist allen eins klar - der Countdown läuft bis Mitternacht...



[Der Titel im Katalog](#)